

Lea Rieck

Sag dem  
Abenteurer,  
ich komme

Wie ich auf dem Motorrad  
die Welt umrundete  
und was ich von ihr lernte

Kiepenheuer  
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

*Umschlaggestaltung* Barbara Thoben, Köln

*Umschlagmotiv* © privat (Das Bild zeigt eine Skulptur des Künstlers Mario Irrázabal in der Atacamawüste)

*Foto der Autorin* © privat

*Fotos der Bildteile* © privat

*Karte* Markus Weber, Guter Punkt, München  
Gesetzt aus der Calluna und der Sun Valley

*Satz* Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

*Druck und Bindung* CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05224-4

# Die große Sehnsucht

DEUTSCHLAND, MÜNCHEN

KILOMETER: 0

»Rrrrrt, rrrrrt.« Ich starre auf den Computerbildschirm und versuche das Vibrieren meines iPhones zu ignorieren. »Rrrrrt, rrrrrt.« Als wolle es die Dringlichkeit des Anrufs unterstreichen, bewegt sich das Telefon auf der glatten weißen Tischplatte langsam, aber bestimmt in meine Richtung. Ich schlage etwas lauter in die Tasten, um das leise Surren zu übertönen, und konzentriere mich auf die Zahlen vor mir. Eine Tabelle mit der Übersicht unseres Jahresbudgets leuchtet auf dem Bildschirm meines silbernen Macs – auf einer Schaltfläche, die aussieht, als hätte sie die Millenniumswende verpasst. Nein, kein Retroschick, sondern einfach nur das bedienungsunfreundliche Abrechnungsprogramm des Unternehmens, für das ich arbeite.

Eigentlich sollte ich mich nicht beschweren: Mein Büro ist fraglos schön, geradlinig und modern, mit großem Balkon und fantastischem Blick über die Münchner Karlstraße, die an diesem dunklen Dezembernachmittag bereits im Schein der Straßenbeleuchtung erstrahlt. Ich arbeite als Redakteurin für einen großen Verlag, konzipiere digitale Strategien für Hochglanzmagazine – nur habe ich in meiner ersten Euphorie nicht ge-

merkt, wie unflexibel und rigide die Strukturen in einem großen Unternehmen sein können. Trotzdem bin ich seit vier Jahren hier. Aus Gewohnheit, aber auch weil so viele andere mich um diesen tollen Job beneiden. Aber da es hier keine Aufstiegsmöglichkeiten mehr gibt, habe ich mich in einer Agentur für Digitalstrategien beworben. Ich will etwas Neues lernen und Abwechslung. Und vielleicht kann ich mit dem Gehaltssprung und meinem Ersparnen endlich eine Eigentumswohnung anzahlen.

»Willst du nicht rangehen?«

Ich teile mir das Büro mit einer Volontärin, die nun neugierig hinter ihrem Computer hervorlugt. Normalerweise gibt es Privatsphäre eigentlich nur auf dem Klo (mit ganz schlechtem Handyempfang) oder auf unserem Balkon zwischen zurechtgestutzten Buchsbäumen.

»Och, nee, sieht aus wie so ein Werbeanruf«, sage ich ablenkend und schiebe das Telefon demonstrativ weiter weg. Natürlich erkenne ich die Nummer: Sie gehört der Personalleiterin der Agentur, bei der ich eine Woche zuvor zum letzten Gespräch des Bewerbungsprozesses eingeladen war. Plötzlich habe ich einen Kloß im Hals.

»Rrrrrt, rrrrrt.« Ein letztes Mal versucht mein Handy, sich vibrierend an mich heranzupirschen. Dann schweigt es endlich. Ich höre in mich hinein: Was will ich? Was wünsche ich mir? Ich fühle mich ganz taub und leer, als hätte ich gar kein Gespür mehr für mich selbst. Ich muss an Marlene Dietrich denken, an eines ihrer Lieder, das sich gerne in solchen Situationen in meinem Kopf abspielt:

*»Wenn ich mir was wünschen dürfte,  
käm' ich in Verlegenheit,  
was ich mir denn wünschen sollte,  
eine schlimme oder gute Zeit«.*

Ich beschließe, etwas für die Bildung meiner Volontärin zu tun, und spiele den Song laut auf meinem Computer ab. Jetzt, da die tiefe, rauchige Stimme durch unser steriles Büro zieht, legt sich ihre melancholische Wärme wie ein Schleier über mich:

*»Wenn ich mir was wünschen dürfte,  
möchte ich etwas glücklich sein,  
denn wenn ich gar zu glücklich wär,  
hätt ich Heimweh nach dem Traurigsein.«*

Hatte sie recht? Was soll dann unser ganzes Streben nach Glück, wenn uns zu viel davon auch nicht glücklich macht?

»Rrrrrt.« Mein Handy vibriert einmal kurz und signalisiert eine empfangene E-Mail. Unauffällig ziehe ich es näher zu mir heran und öffne mein Postfach.

Die E-Mail ist von der Anruferin: »Sehr geehrte Frau Rieck, vielen Dank, dass Sie in den letzten Wochen an unserem Bewerbungsverfahren teilgenommen haben. Leider konnte ich Sie telefonisch nicht erreichen.« Und eine Zeile darunter: »Wir würden uns sehr freuen, wenn wir Sie schnellstmöglich in unserem Team begrüßen dürften. Bitte rufen Sie mich an, damit wir das weitere Vorgehen besprechen können.«

Ich horche in mich hinein, doch wider Erwarten führt mein inneres Ich keinen freudigen Stepptanz auf. Stattdessen schweigt es beharrlich. Davor, dass meine Eitelkeit kurz jubiliert und mein Ego die Faust in die Luft reckt, bin ich natürlich nicht gefeit. Aber nachdem ihnen niemand applaudiert, fallen sie ganz schnell in das große Schweigen mit meinem inneren Ich zurück. Wenn ich mir was wünschen dürfte, käme ich wirklich in Verlegenheit.

»Sag mal, können wir vielleicht was anderes hören? Dieser alte depressive Sound zieht mich total runter«, tönt es hinter dem Mac meiner Volontärin hervor.

Ich werde nicht mehr lange hinter diesem Schreibtisch sitzen, also tue ich ihr den Gefallen. Auch wenn ich überzeugt davon bin, dass wir alle ein bisschen mehr Marlene Dietrich sein sollten.

Fröhlich wippt jetzt der Pferdeschwanz meiner Volontärin zu den Klängen von »Work Hard, Play Hard« hinter dem Computerbildschirm. Dann steht sie auf, nimmt ihre Evian-Wasserflasche und gießt damit unsere Büropflanzen im Designer-Keramiktopf. Mit großen Augen schaue ich sie an. Und plötzlich ist alles ganz klar. Ich will keine Büropflanze mehr und auch keinen Topf, ich will echte Erde und echten Regen. Was wäre, wenn ich einmal mutig wäre, einmal etwas tun würde, das nichts mit einem ordentlichen Lebenslauf zu tun hat und das keiner von mir erwartet?

Ich tippe zwei Sätze in mein Handy und schicke sie an Arne, meinen ersten und einzigen Motorradfreund. Seit ich meinen Motorradführerschein vor eineinhalb Jahren bestanden habe und danach direkt allein nach Istanbul gefahren bin, ist da ein ständiger Gedanke, der mich nicht mehr losgelassen hat, den ich aber immer auf später vertröstet habe: Wenn ich mehr gespart haben würde, wenn ich mehr Zeit haben würde, wenn ich richtig im Leben angekommen sein würde.

Plötzlich weiß ich ganz genau, was zu tun ist. Einfach so. Ohne ein Wenn oder tausend Aber. Dies ist meine Zeit. Meine Chance. Vielleicht die einzige, die sich mir jemals bieten wird. Ich will dorthin, wo Avocados an Bäumen hängen, wo Bananenstauden stehen und wo der Reis, den ich so liebe, auf üppigen, grünen Feldern wächst: »Ich habe den Job. Aber ich mache eine Weltreise auf dem Motorrad.«

# Neugeboren und unabhängig

KOSOVO, PRISTINA

KILOMETER: 1600

Wie viele Paar Socken braucht man für ein Jahr? Und wann werde ich jemals wieder an einen Ort kommen, an dem ich Socken kaufen kann? Ich werfe einen zweifelnden Blick auf die vollgestopfte Tasche, die auf meiner Rückbank und auf meinen Seitenkoffern thront wie ein zufriedenes Walross nach der Nahrungsaufnahme. Alles, was ich noch besitze, befindet sich auf meinem Motorrad (das ich Cleo getauft habe, von Cleopatra), darunter auch zwölf Paar Socken. Job gekündigt, Wohnung gekündigt – der Rest, der von meinem alten Leben übrig ist, hat in eine Handvoll Umzugskartons gepasst, die jetzt im Keller meiner Eltern vor sich hin stauben.

Das Tor der Garage gibt ein ächzendes Knarzen von sich, als ich es nach oben schiebe. Der Himmel ist grau, ein paar dicke Regentropfen fallen auf den Gehsteig und hinterlassen dort Muster, als wollten sie Jackson Pollock nachahmen. Meine Eltern stehen im Hauseingang, um sich vor dem Regen zu schützen, der sekundlich stärker wird. »Pass auf dich auf!«, sagt meine Mutter. Hinter ihrem Rücken zieht sie einen Schal hervor, der die Größe eines Zelts hat. Sie umarmt mich und legt ihn mir um den Hals.

»Damit du weißt, dass es immer ein warmes Zuhause für dich gibt.«

»Mama, das ist kitschig, und ich habe keinen Platz!«

»Aber du brauchst etwas, das dich warm hält!«

Ich verdrehe die Augen und seufze, aber wie immer ist bei elterlicher Fürsorge jeder Widerstand zwecklos, und ich habe außerdem keine Zeit zu diskutieren, weil die Welt auf mich wartet. Also öffne ich das Taschen-Walross und stopfe den Wollschal hinein.

Mein Vater umarmt mich und steckt mir etwas in die Tasche.

»Das sind fünfzig Euro. Sag deiner Mutter nichts und kauf dir davon Bier«, flüstert er.

»Danke. Und ihr bleibt gesund, bis ich wieder zurückkomme.«

»Versprochen.«

Dann setze ich den Helm auf, starte den Motor, lasse die Kupplung vorsichtig los und rolle schwankend von dannen. Cleo fühlt sich ungewohnt an, ich bin noch nie mit einem voll beladenen Motorrad gefahren. Überhaupt bin ich noch nie mit einem Motorrad gefahren, das Seitenkoffer hat. Egal – ist sicher alles Gewöhnungssache.

Vor einer Woche war Cleo in einer Werkstatt.

»Bitte macht sie reisetauglich. Navi und so«, habe ich gesagt. Wohin es denn gehen sollte?

»Na einmal um die Welt.«

Und jetzt habe ich lauter Dinge, von denen ich nicht wusste, dass man sie braucht. Zum Beispiel Stahlfußpedale, weil Stahl im Gegensatz zu Karbon von jedem Mechaniker geschweißt werden kann. Als ich das Motorrad abgeholt habe, hat der Inhaber der Werkstatt mich mit einem Blick angesehen, der sagte: »Das wirst du nicht überleben.« Und ich konnte ihm das nicht einmal übel nehmen. All die Dinge, die ich nicht weiß (was sind eigentlich Kupplungsscheiben?) und nicht kann (Motorrad re-



parieren, Fremdsprachen außer Englisch und ein bisschen Französisch, mit Bestimmtheit sagen, wo ich mich in fünf Jahren sehe), sprechen dagegen, dass ich heil wieder zurückkomme. Wird schon schiefgehen!, denke ich.

Im Rückspiegel sehe ich meine Eltern winken, ich glaube zu erkennen, dass meine Mutter jetzt doch eine Träne verdrückt, aber zu genau möchte ich gar nicht hinschauen. Elterliche Tränen sind ansteckend, und ich habe keinen Grund zu weinen, denn endlich breche ich auf – mein Abenteuer beginnt. Einmal die Welt sehen. Einmal am eigenen Leib erleben, wie sich die Natur, Kultur und Zeit verändern. Einmal frei von dem sein, was wir als unsere alltäglichen Verpflichtungen sehen.

Inzwischen regnet es in Strömen, die Straße schimmert, und es riecht nach nassem Asphalt. Die Wolken hängen grau und tief über der Isar, an deren Ufer ich jetzt entlangfahre. Wie oft ich hier mit meinen Freunden an Sommertagen gesessen habe. Jetzt sitzt niemand auf den Kieselsteinen an den Ufern, nur ein einsamer Jogger, der dem Sturzregen zu entkommen versucht, läuft unter den Bäumen, das Wasser spritzt unter seinen Sohlen. Es ist ein verregneter Frühling gewesen, und der Sommer hat selbst jetzt im Juni noch immer nicht richtig begonnen. Vielleicht, so denke ich in diesem Moment, muss man nicht gehen, wenn es am schönsten ist, sondern bevor es am schönsten wird, sonst kommt man nie weg, und es wird immer schwerer. Mir ist der Regen auch egal – denn jetzt beginnt für mich ein endloser Sommer: Ein Jahr lang werde ich um die Welt fahren und der Sonne folgen. Erst Richtung Osten, dann Richtung Süden, bis ich irgendwann in Thailand bin, um von dort Amerika zu entdecken.

Ich schalte die Musik an und lasse mich von The Smiths in meinen Kopfhörern aus der Stadt geleiten:

*»Driving in your car,  
I never never want to go home,  
Because I haven't got one,  
Oh, I haven't got one.«*

Ich denke daran, dass auf meinem Personalausweis jetzt ein kleiner Zettel klebt: »Ohne festen Wohnsitz in Deutschland«. Ohne Wohnung, ohne Zuhause.

Dann bin ich auf der Autobahn, und die Länder fliegen nur so an mir vorbei. Schon nach ein paar Tagen füllt das Reisen mein ganzes Leben, und mein Verständnis von Zeit wird wieder das eines neugierigen Kindes: Die Sommertage scheinen unendlich, und vor mir liegt nichts als die träge Weite fauler Stunden. Ich versuche alles in mich aufzusaugen. Österreich, Slowenien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina. Bis ich mich im Durmitor-Nationalpark in Montenegro verfare und plötzlich in Pristina bin, der Hauptstadt des Kosovo.

Eine ätherische Elfe schwebt mir von der Veranda des zweistöckigen Hostels entgegen. Das frei stehende Haus liegt etwas abseits der Innenstadt, in Hängematten tummeln sich ein paar Backpacker. »Dorthin, neben unser Auto, kannst du dein Motorrad schieben.« Ihre langen blonden Haare wehen in der warmen Abendbrise. Der Sommer ist jetzt richtig angekommen. Der Schriftzug »Newborn« thront als Skulptur in der Mitte der Stadt, die ich nur aus dem Fernsehen kenne – Bilder von Krieg und Not. Anlässlich der Unabhängigkeitserklärung des Landes wurde Newborn 2008 enthüllt und gilt seitdem als Wahrzeichen und Motto.

Schön ist Pristina nicht, aber trotzdem hat die Hauptstadt des jüngsten Staates des europäischen Kontinents eine ganz eigene, sprudlige Energie – was vielleicht auch daran liegt, dass

das Durchschnittsalter der Bevölkerung bei 26 Jahren liegt, in Deutschland dagegen bei knapp 45. »Pristina ist an Absurditäten reich, und wer hier gut leben will, muss vieles wissen«, schrieb der kosovarische Autor Beqë Cufaj. Ich weiß aus dem Internet, dass Pristina vor allem reich an guten Partys ist: Elektro, Techno, eben alles, was Lebendigkeit bedeutet.

Die Elfe schreitet über knarrende Dielen voran, um mir mein Zimmer zu zeigen, ich zerre mein Taschenungetüm ächzend und schwitzend hinter mir her.

»Du schläfst in einem Zimmer mit acht Betten, aber du bist allein. Wir haben gerade nicht so viele Gäste, und mit so viel Gepäck brauchst du sowieso ein bisschen Platz. Wieso hast du so viel dabei?«

»Weltreise«, sage ich und fühle mich ein bisschen wie ein Hochstapler. Ich war schließlich erst ein paar Tage unterwegs, nicht länger als bei jedem normalen Urlaub.

»Ah, das solltest du feiern. Möchtest du heute Abend mitkommen? Coole Party ... Techno ... starke Drinks, ich organisiere gerade unser Taxi.« Die Augen der Elfe leuchten begeistert. Aus Reflex nicke ich.

»Cool!«, haucht sie. Sogar ihre Stimme ist zart. Sie will sich schon umdrehen, um mich allein in dem kleinen Achtbettzimmer zu lassen.

»Warte, ich habe es mir anders überlegt. Es klingt verlockend, aber ich will morgen früh raus.«

Die Elfe schaut mich einen Moment verständnislos an, aber dann nickt sie und lächelt. Ich selbst schaue dagegen geschockt auf mich selbst. Denn ich habe zwar damit gerechnet, dass die Reise mich verändert, aber nicht so schnell – und nicht: in eine Langweilerin. Wer ist diese Lea, die nur ins Bett möchte, um am nächsten Tag früh aufzustehen? Und wohin ist mein altes Party-Ich verschwunden? Ich weiß nur eines: Nun, da ich alles

machen könnte, möchte ich nur schlafen. Und das ist auch reichlich absurd. Ob das an Pristina liegt?

Kopfschüttelnd schnappe ich mir mein schnell trocknendes Gummihandtuch, um die Staubsuren der Reise mit einer Dusche von meinem Körper zu waschen. Als mir das Wasser über den Kopf rinnt, bin ich plötzlich glücklich. Denn eigentlich bin ich jetzt angekommen, obwohl ich gerade erst losgefahren bin. Genau dieser Zustand war mein Traum: einfach frei sein, mit einer groben Richtung, aber ohne festgestecktes Ziel – vor allem nicht festgesteckt von anderen. Ich muss nichts machen, was ich nicht will. Und heute will ich früh ins Bett!

Am nächsten Morgen stehe ich auf, als es hell wird. Ich beschließe, die Hälfte meines Gepäcks an der Rezeption abzugeben und nach Deutschland zurückzuschicken – darunter sechs Paar Socken und der dicke Schal. Als ich mit leichterem Gepäck losfahre und nicht mehr schwanke, fühle ich mich frei, als hätte ich wieder ein Teil meines alten Lebens abgeworfen, das mich belastet hat. Die Sonne strahlt.

# Kino vorm Balkon

TÜRKEI, ISTANBUL

KILOMETER: 2700

An meinem ersten Morgen in Griechenland vibriert das Handy noch vor dem Aufstehen. Auf dem Display leuchtet eine Nachricht. »Jacob« steht dort schwarz auf durchsichtig.

»Baby, bist du bereit für ein bisschen Entspannung?«

Ich seufze. »Ja, ja, quasi auf dem Weg.«

»Be there or be square.« Das »square« ist nicht ausgeschrieben, sondern blinkt als viereckiges Emoji auf dem Display.

»Be there or be square« und »Baby« – am liebsten würde ich ihm einfach ein Viereck zurückschicken. Dann komme ich mir aber kindisch vor. »Wir sehen uns.«

Mein altes Leben, dem ich gerade erst Auf Wiedersehen gesagt hatte, ist dabei, mich schon wieder einzuholen. Und das, obwohl ich erst in Griechenland bin.

Innerhalb weniger Stunden würde ich die Grenze zur Türkei überqueren und Istanbul erreichen. Mein Istanbul, die leuchtende, singende Metropole am Bosphorus und zugleich die letzte Station vor dem Unbekannten. Istanbul war schon immer die Stadt meines Herzens – während meines Studiums habe ich dort einige Monate gelebt. Damals war Istanbul eine

erblühende Weltmetropole, und man diskutierte, ob die Türkei vielleicht bald in die EU aufgenommen würde. Inzwischen hatte sich das Land verändert. Es hatte Terroranschläge gegeben, und Erdogans Politik entfernte die Nation immer weiter von Europa. Trotzdem ist Istanbul noch immer meine Stadt – die ich jetzt wegen einer Wette teilen muss.

---

Jacob und ich haben uns in Deutschland über Onlinedating kennengelernt. Dem Kuppelportal Tinder wird gerne nachgesagt, mit seiner einfachen Funktionalität eine ganze Generation von Bindungsgestörten zu schaffen. Oberflächlich, emotionslos, immer auf der Suche nach dem nächstbesseren Kick und Liebhaber. Jacob war nicht unbedingt mein Typ. Zu geschleckt, zu schön, zu glatt. Aber die Alternativen kaum besser. Also verabredeten wir uns in einer schicken Bar in der Münchner Innenstadt und beschlossen, uns nicht die Blöße eines offensichtlichen Tinder-Dates zu geben. Wir taten so, als würden wir uns schon lange kennen – und sprachen zum Schreck unserer Sitznachbarn über unsere Freunde, die gerade auf Drogenentzug, im Gefängnis oder nur noch beschäftigt mit ihrer Giftschlangenzucht waren.

»Sag mal, ich habe gehört, dass du deine Abflussreinigungsfirma verkauft hast«, sagte ich irgendwann in der Hoffnung, doch mehr über Jacob herauszufinden. »Womit verdienst du denn jetzt dein Geld?«

»Samenspenden. Ich war ein sehr süßes Baby, und Akademikersamen bringen besonders viel Kohle.«

Jacob war offensichtlich ein Snob – wie sich später herausstellte, arbeitete er als Hedgefondsmanager –, aber es war ihm genauso egal wie mir, dass unser restliches Leben nicht im sel-

ben Dunstkreis stattfand. Ich stellte ihn nicht meinen Freunden vor, er mich nicht seinen, trotzdem verbrachten wir ein paar gute Monate. Manchmal mit-, meistens ohneinander, nie zusammen.

»Ich fahre bald mit dem Motorrad einmal um die Welt«, sagte ich in einer dieser Nächte, in der wir mal wieder Unsinn redeten, um nicht über uns selbst zu sprechen.

»Mit dem Motorrad um die Welt? So ein Schwachsinn!«

»Ich meine es ernst!«

»Das ist doch gar nichts für dich, das machst du nie! Aber okay: Wenn doch, dann besuche ich dich in deinem geliebten Istanbul und lade dich dort ins teuerste Hotel ein.«

---

Ich erreiche das Four Seasons zwei Stunden vor Jacob und checke ein. Der Lärm Istanbuls ist hier genauso ausgesperrt wie der Geruch nach gebratenen Kastanien, der so oft die Stadt erfüllt. Stattdessen quietschen meine Motorradstiefel auf dem glatten spiegelnden Marmor des Bodens. Der Page, der sich eigentlich um mein dreckiges Gepäck kümmern soll, windet sich in seinem steifen Jackett und ist damit beschäftigt, die Nase zu rümpfen. Als er sich doch irgendwann in Bewegung setzt, trotte ich ihm schulterzuckend hinterher. Die dicken Teppichböden in den Gängen zu den Zimmern dämpfen das Geräusch unserer Schritte, und zu der vornehmen Stille der Umgebung gesellt sich eine dumpfe Leere in meinem Kopf. Im schummrigen Licht öffnet der Page eine Tür, und ich brauche ein paar Sekunden, bis ich mich überwinde einzutreten. Das helle Zimmer hat die Ausmaße einer Turnhalle, ein riesiges Bett und einen Balkon mit Blick auf den Bosphorus. Und ein Badezimmer aus Marmor, das größer ist als die Einzimmerwohnung aus Studententagen, in der ich vor

der Reise gelebt habe. Als sich die Tür hinter dem Pagen schließt, fackele ich nicht lange und werfe alle meine Klamotten in die Wäsche. Dann stelle ich mich unter die Dusche und lasse mir das heiße Wasser eine halbe Stunde über den Kopf rinnen, bis die Haut an meinen Fingern ganz schrumpelig ist. Vielleicht bleibe ich einfach hier. Unter dieser Dusche. Für immer.

Neben der Dusche hängen frische weiße Handtücher. Ich streiche prüfend darüber, das Frottee kitzelt mich an den Händen, die inzwischen von Schwielen und Blasen überzogen sind. Die Textilien fühlen sich im Gegensatz zu meinem Gummireisehandtuch fast unreal weich an. Ich drücke das Gesicht hinein und hole tief Luft. Ein betörender Geruch von frischem Waschpulver. In fast religiöser Ehrfurcht schlinge ich mir eines der Handtücher zum Turban um die Haare, das andere um den Körper. Vorsichtig tripple ich über den Marmorfußboden. Die Unterseite meiner Füße ist trotz aller Bemühungen noch immer dreckig. Ich nehme den Turban ab und beginne, die zotteligen Haare zu entwirren, als es klopft: Jacob steht vor der Tür, perfekt vom Haaransatz bis zur Fußspitze – ja, sogar das Einstecktuch seines Jacketts ist so ordentlich gefaltet, dass jedes andere Einstecktuch auf dieser Welt vor Scham erröten und aus Unzulänglichkeit seinen Job hinwerfen würde. Jacob hat garantiert nie zottelige Haare, und seine Schuhe sind so sauber, wie meine Füße es wohl nie wieder werden.

»Hey Baby!«

Ich knuffe ihn in die Seite. »Nenn mich nicht Baby«, schimpfe ich halb ernst, muss dann aber bei seinem Anblick doch lachen.

»Wohin entführst du mich zum Abendessen? Ich habe tierischen Hunger!«, ruft er.

»Hmmm ... ich fürchte, wir müssen uns etwas aufs Zimmer bestellen. Alle meine Klamotten sind in der Wäsche, und ich kann schlecht in diesem Aufzug durch die Straßen spazieren.«



Er schaut tadelnd an mir hinunter, und ein Schatten huscht über sein Gesicht. Jacob liebt teure Restaurants – ich glaube, ein bisschen wegen des Essens, aber noch mehr wegen des Gesehenwerdens. Ganz Gentleman, wie er ist, hat er sich schnell wieder im Griff.

»Du siehst auch im Bademantel sexy aus«, raunt er, eilt zum Telefon und bellt irgendwas hinein, das für mich nach Essen klingt.

»Hast du gerade was bestellt? Ich habe auch Hunger.«

Er zuckt mit den Schultern.

»Ich hab so viel bestellt, irgendwas wird schon für dich dabei sein.«

»So, erzähl, wie war es denn nun, was ist passiert in den letzten Wochen?«, fragt Jacob, als wir uns über unser Essen hermachen.

Obwohl ich im Bademantel und mit dreckigen, nackten Füßen vor ihm sitze, hat er weder Jackett noch Schuhe abgelegt; die weiße Stoffserviette liegt formvollendet gefaltet auf seinem Schoß. Ich fasse ein bisschen Zutrauen, aber zu Hause war das einfacher. Die Leichtigkeit, die sonst unsere Beziehung geprägt hat, ist wie weggeblasen. Es ist, als würde etwas zwischen uns stehen – viel mehr als die Erfahrungen weniger Wochen.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, also starte ich dort, wo die Idee mit Istanbul entstand: kurz vor meinem Aufbruch. Doch ich merke, dass er mir nur mit halbem Ohr zuhört. Als ich ihm von Pristina erzähle, vibriert sein Handy.

»Sorry, da muss ich kurz rangehen«, sagt er und verschwindet auf dem Balkon.

Ich nutze die Zeit, um die restliche Flasche Wein zu trinken. Wirklich ein vorzüglicher Tropfen. Doch mit jeder Minute, die Jacob am Telefon hängt, wird die Leere in mir größer. Meine Ge-

danken drehen sich im Kreis. Wie zum Teufel kann ich in aller Ruhe hier sitzen und einen Wein trinken, der teurer ist als eine Woche Kost und Logis? Warum treffe ich mich noch immer mit einem Mann, der für mich lediglich gute Unterhaltung ist?

Ich dachte, es hätte sich alles verändert, aber ich bin noch immer dieselbe wie vor meiner Reise. Ich tue Dinge nicht etwa, weil ich mich bewusst für sie entscheide, sondern weil ich sie gewohnt bin. Jahrelang hatte ich klare Vorstellungen davon, was mich glücklich machen würde. Immer war meine Vision des Glücks verbunden mit beruflichem Erfolg oder materiellen Dingen, die ich mir durch harte Arbeit würde leisten können. Nur hatte ich in meiner Gleichung übersehen, dass die erreichten Ziele nicht zwangsläufig unendliche Glückseligkeit bedeuten. Als sich meine Vorstellungen des großen Glücks nach und nach erfüllten, rückten so schnell, dass ich es kaum merkte und auch gar keine Zeit hatte, über meine Errungenschaften glücklich zu sein, neue Ziele nach. Ich verschnürte mein Glück mit Hunderten austauschbarer Herausforderungen. Während ich mir also angewöhnte, mein Glück ständig zu vertagen und in die Zukunft zu schieben, lernte ich zugleich, es mit anderen Dingen zu substituieren: mit kurzem, aber vor allem unverbindlichem Spaß.

Jetzt war ich wieder in meine eigene Falle getappt: Ich hatte Ja gesagt, zu einem vollkommen belanglosen und fragwürdigen Vergnügen. Würde es mich glücklich machen? Wahrscheinlich nicht.

»Alles klar?«, fragt Jacob, als er sein Telefonat beendet hat und mustert mich skeptisch.

»Was machen wir hier eigentlich?«, frage ich zurück.

»Das Leben genießen und Wein trinken. Vielleicht hattest du ein bisschen viel davon.« Er grinst und deutet auf die leere Flasche. »Irgendwie warst du in Deutschland entspannter als jetzt.

Ich dachte, auf so einer Reise kommt man ins Gleichgewicht. So Yoga-Style und Liebe für alle.«

»Was soll das denn heißen?« Ich bin kurz davor zu explodieren.

»Ich dachte, man macht so einen Trip, um sich selbst zu finden.«

»Jacob«, ich lächle ihn an, »ich hätte nicht gedacht, dass du so ein Hippie bist. Komm, wir gehen schlafen.«

Das Gebäude erzittert. Ich schrecke hoch. Was zum Teufel war das? Ich drehe mich zu Jacob um, der selig vor sich hin schnarcht. Wie kann ein so schöner Mann nur solche Geräusche von sich geben? Vor unserem Fenster herrscht ein ziemliches Getöse, das mit Jacobs Schnarchen konkurriert. Ein komisches Knattern, das an- und abschwilt.

»Rattatat, rattatat rattatat.« Dann ist es fast still, nur im Hintergrund wummert und zischt es dumpf in unregelmäßigen Abständen, bis das Knattern wieder lauter wird. »Rattatat, rattatat, rattatat.«

Das ist ja schlimmer als die Karaokebar gegenüber meiner alten Wohnung. Benommen nehme ich mein Handy in die Hand und schaue mit zugekniffenen Augen auf das Display, das in der Dunkelheit viel zu hell leuchtet. Mitternacht. Unter der Uhrzeit erscheint die Nachricht einer Freundin aus Deutschland.

»Geht es dir gut in Istanbul? Gib bitte Bescheid.«

Erst mal verstehe ich gar nichts, also tippe ich das Geistreichste, was mir zu dieser Stunde der Nacht einfällt: »Hä?«

Da mein Gegenüber aber entweder schläft oder pikiert von meiner plumpen Frage ist, bekomme ich keine Antwort. Einige Momente starre ich reglos auf mein Handy, dann dämmert es mir langsam. Sorge um mich in Istanbul ... wahrscheinlich wieder ein Anschlag. In mir regt sich gar nichts, und meine Gefühls-

kälte erschreckt mich. Ich seufze tief. Und schreibe »Istanbul« in das Suchfeld des Browsers. Dann tippe ich auf »News«. Die Seite lädt im Bruchteil einer Sekunde. »Militärputsch in der Türkei«, »CNN-Nachrichtensender in Hand des Militärs«, »Detonationen am Bosphorus«, »Hunderte Tote und Verletzte«. Wie in Trance stehe ich auf, schiebe die Vorhänge beiseite und öffne die Tür zum Balkon. Wo eigentlich der freie Blick direkt auf den Bosphorus und die leuchtende Brücke sein sollte, die Europa mit Asien verbindet, wird der Himmel nun von schweifenden Scheinwerfersicheln durchkreuzt. Direkt vor mir knattern riesige kantige Militärhubschrauber, im Tiefflug schießen mit ohrenbetäubendem Krachen ein paar Kampffjets vorbei. Ich halte mir erschrocken die Ohren zu und starre ungläubig auf das kinoreife Spektakel.

Scheiße, denke ich. Und »Scheiße« rufe ich laut, als ich hektisch zurück ins Zimmer laufe und die Balkontür zitternd hinter mir zuschiebe. Militärherrschaft, was würde das für uns bedeuten? Sofort spielen sich vor meinem inneren Auge Szenen aus dem Film *Midnight Express* ab ... Türkisches Gefängnis auf Lebenszeit mit sehr geringen Chancen einer Exit-Strategie.

»Verdammt, Jacob, wach auf!« Ich rüttele unsanft an seiner Schulter. Verschlafen öffnet er die Augen.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«

»Militärputsch, Hubschrauber, Kampffjets vor unserem Balkon.«

Ich schalte den Fernseher gegenüber dem Bett an. Bei CNN Türk ist nur das leere Nachrichtenstudio zu sehen.

»Siehst du, es ist wahr! Verdammt, das Militär hat sogar Kontrolle über den Nachrichtensender!«

»Aha.« Jacob blickt auf sein Handy.

Aha?

Er zuckt unter der Decke fast verlegen mit den Schultern.

»Mann, Lea, da können wir jetzt auch nichts machen. Lass

uns morgen früh sehen, was passiert ist. Ich bin echt müde.« Spricht's, dreht sich um und ist innerhalb von wenigen Sekunden wieder eingeschlafen. Und wacht weder vom Krach draußen noch von meinem mehrmaligen, extralauten Schnauben vor Empörung und Wut auf.

»Und ob man da etwas machen kann!«, sage ich mir selbst, springe auf und leere den Inhalt von Jacobs lederner Reisetasche auf den Boden, ziehe eins seiner T-Shirts und seine Badeshorts an, bevor ich das Zimmer verlasse, um zum Eingang zu laufen. Nur ein ganz kurzer Blick auf die Straße vor dem Hotel. Wo ich schon mal hier bin, kann ich mir auch selbst ein Bild machen, das nicht erst durch den medialen Filter der türkischen Berichterstattung gelaufen ist. Was soll schon schiefgehen? Zielsicher eile ich an der Rezeption vorbei.

»Ähm ... Madame ... Madame!«, ruft der Portier und folgt mir. »Wo wollen Sie hin?«

»Mir kurz die Beine vertreten«, antworte ich unwirsch.

»Ähm ... Madame, entschuldigen Sie, das dürfen Sie leider nicht.«

Ich bleibe stehen. »Das darf ich nicht? Und Sie wollen mich daran hindern?«

Wieder lacht der Portier nervös. »Ich fürchte ... ja. Das Militär hat eine Ausgangssperre verhängt. Wir werden Ihnen zu Ihrer eigenen Sicherheit nicht erlauben, das Gelände zu verlassen.«

Damit habe ich bei allem Aktionismus nicht gerechnet. »Aber ... ach, vergessen Sie es«, brumme ich.

Ich gehe zurück ins Zimmer und gucke Fernsehen, bis in den frühen Morgenstunden Präsident Erdogan mit einem Siegerlächeln auf sämtlichen Kanälen zu sehen ist und sich von seinem Land feiern lässt. Alles hat sich beruhigt. Aber zugleich ist auch alles anders.

Vorsichtig öffne ich ein Auge. Durch schmale Schlitze zwischen den schweren Vorhängen dringen ein paar gedämpfte Sonnenstrahlen, die lange Striche auf den Boden zeichnen. Hubschrauber ... Kampffjets ... Jacob ... was für ein komischer Traum. Ich richte mich auf und versuche meine verschlafenen Augen im Halbdunkel des Raumes scharf zu stellen. Langsam dämmert mir, dass das Gewirr in meinem Kopf kein Traum war. Am anderen Ende des Zimmers sitzt Jacob – im Anzug, mit Hemd und polierten Schuhen. Nichts erregt den Verdacht, dass dieser Mann vor nicht allzu langer Zeit noch laut schnarchend in einem Bett gelegen haben könnte. Vor ihm ein kleiner silberner Laptop, daneben seine drei Telefone.

»Wie spät ist es?«, frage ich in den dämmrigen Raum hinein.

»Oh, die Prinzessin ist auch endlich wach und spricht zu ihren Untergebenen. Guten Morgen! Es ist kurz nach acht.«

»Und was gibt es Neues?«

»Irgendjemand hat über Nacht meine Reisetasche verwüstet.«

Anstatt ihm zu antworten, springe ich aus dem Bett und laufe zum Balkon, um einen Blick auf das Geschehen zu werfen. Die Sonne strahlt mir herausfordernd ins Gesicht, Vögel zwitschern, und die Hotelangestellten laufen wie wahrscheinlich jeden Morgen durch den Garten, um den Gästen das Frühstück zu bringen. Die Nachrichten auf meinem Handy strafen diese Idylle Lügen: Alles soll zwar wieder unter Kontrolle sein, aber noch immer versperren Panzer die Bosphorusbrücke, und die Einwohner Istanbuls feiern dort den abgewendeten Militärputsch. Zur Linken unseres Balkons kann ich die Brücke sehen und bilde mir ein, dass dort nicht wie üblich Tausende von Autos zwischen dem europäischen und asiatischen Kontinent verkehren, sondern ein ungewöhnlicher Stillstand herrscht. Auch der Bosphorus selbst ist gespenstig ruhig. Normalerweise wür-

den zu dieser Stunde unzählige Touristenboote, Privatjachten und Fähren über das Wasser kreuzen. Jetzt wiegen sich nur ein paar kleine alte Fischerboote in den Wellen. Über Istanbul liegt eine geradezu unnatürliche Ruhe – als würden alle abwarten und die Luft anhalten, ob nicht doch noch ein dickes, unglückliches Ende kommt.

In der Lobby steht an jeder Sitzgruppe ein großer Flachbildschirm, alle zeigen tonlos Paraden Fahnen schwingender türkischer Bürger – Untertitel statt Lautsprecher, denn wer möchte sich in einem Luxushotel schon von einem Putsch stören lassen? Bilder der vergangenen Nacht und aktuelle Nachrichten vermischen sich zu einer stummen feierlichen Freudenparade mit Präsident Erdogan als Helden und Galionsfigur des Sieges über den Widerstand. Alle sind froh, dass der Kelch der Militärrherrschaft an ihnen vorbeigegangen ist. Doch bei meinen türkischen Freunden, die ich immer wieder anrufe, meldet sich erste Skepsis. Vielleicht war doch alles nur eine Farce? Vielleicht ist bereits das Militär an der Macht und Erdogan nur noch eine Marionette? Oder alles war ein abgekartetes Spiel, um Erdogans Macht zu stärken und seine Handlungen zu legitimieren? Letztere lassen nicht lange auf sich warten: Noch am selben Tag gibt Erdogan die Entlassung Tausender Staatsbediensteter bekannt.

Jacob und ich verbringen nach einem ausgiebigen Frühstück ein paar entspannte Stunden in der Sonne am Pool, da das Hotelpersonal uns rät, die Anlage noch nicht zu verlassen. Die Misere nutzen wir als Rechtfertigung, um bereits mittags einen Cocktail zu bestellen. Jacob verfolgt über das Handy seinen Hedgefonds, ich über meines, was in der Welt vor sich geht. Es gibt nichts zu tun, außer zu warten. Im blauen Pool vor uns kräuselt sich das Wasser, wenn einer der anderen Gäste sich in das Becken sinken lässt; eine Frau in einem schwarzen Tschador

sitzt voll bekleidet im Schatten und ermahnt ihre kleinen Kinder, leise zu planschen.

»Was passiert da draußen?«, fragt Jacob alle paar Minuten.

Dann teile ich ihm von meinem Liegestuhl aus die neusten Erkenntnisse mit.

»Wow, das ist vielleicht das Aufregendste, das ich je erlebt habe. Als wären wir mittendrin!«

»Mittendrin? Dieses Hotel ist doch ein goldener Käfig.« Plötzlich fühle ich mich, als sollte ich eigentlich nicht hier sein. »Ich hoffe, dein Flug wird nicht gecancelt und ich kann morgen auch weiter.«

Jacob fährt erschrocken auf. »Wie – du meinst, mein Flug könnte gecancelt werden?«

»Na ja ... Immerhin wurde der normale Flugverkehr bisher noch nicht wieder aufgenommen ...«

»Ich habe morgen ein wichtiges Meeting in London. Ein Millionendeal.«

»Jacob, jeder würde Verständnis dafür haben, wenn du wegen eines Militärputschs einen Flug verpasst.« Er schaut mich an, als wäre ich total verrückt geworden.

»In deiner heilen, naiven Welt vielleicht. Aber nicht, wenn es um wirkliche Geschäfte geht. Klar, wenn ich mir einen faulen Lenz machen und nur in einem Land weiterreisen müsste, das total irrelevant für den Rest der Welt ist, dann würde ich mir auch keine Sorgen machen.«

»Ach so, ein ganzes Land mit Tausenden von Menschen ist also irrelevanter als dein popeliger Finanzdeal?«

Er blickt mich verdutzt an, dann lacht er hart und springt auf. Wahrscheinlich, um den Concierge so lange in die Mangel zu nehmen, bis er ihn persönlich nach London fliegt.



2011 kam ich nach Istanbul, um in einer Galerie Arbeitserfahrung sammeln. Außer mir arbeiteten dort ein Italiener namens Mirko, der so enge Leggings trug, dass ihn konservative Anwohner irgendwann baten, normale Hosen anzuziehen, und eine Türkin namens Pelin, die immer aussah wie sieben Tage Regenwetter. Wir verbrachten unsere Zeit vorwiegend mit Kaffeekochen. War das geschafft, saßen wir draußen vor der Galerie, rauchten und freundeten uns mit allen Nachbarn an, denen es zwar rätselhaft blieb, was diese moderne Kunst im Innenraum sein sollte, die uns aber trotzdem regelmäßig Pfirsiche oder anderes Obst schenkten, weil sie Mitleid mit uns hatten. Während dieser Monate des Müßiggangs stand ich unzählige Male vor einer Installation des britischen Künstlers James Richard. Ich entwickelte eine obsessive Hassliebe zu ihr. Auf einem kleinen Poster prangte in weißen Lettern vor orangefarbenem Hintergrund nur ein Satz:

»Don't worry, what happens, happens mostly without you.«

Auf dem Boden gegen die Wand gelehnt standen außerdem zwei Flatscreens, auf denen immer dasselbe Video zu sehen war: Die Kamera filmte einen Fernseher, der den Lauf der Sonne im Zeitraffer zeigte. Eine ewige, niemals enden wollende Schleife von Sonnenauf- und Sonnenuntergängen. Zehn Auf- und Untergänge pro Minute, 600 in der Stunde, 5400 an jedem meiner Arbeitstage. Jeden Abend, bevor wir die Galerie schlossen, beendete ich das Spektakel per Knopfdruck. An schlechten Tagen fand ich dieses Ritual befriedigend. Ha, und jetzt passiert überhaupt nichts mehr!, dachte ich, obwohl das natürlich nicht stimmte. Gerade in dieser Sekunde schauten sich bestimmt Tausende Menschen irgendwo einen echten Sonnenauf- oder Sonnenuntergang an – nur ich war eben keiner von ihnen. An guten Tagen tat es mir dagegen fast ein bisschen leid, wenn ich den Screens den Strom abdrehte. »Du hast so recht!«, seufzte

ich dann in den dunklen Galerieraum. »Alles, was passiert, passiert zum großen Teil ohne mich.«

---

Ich sehe vom Liegestuhl aus, wie Jacob aus dem Hinterausgang des Hotels tritt und durch den Hof Richtung Pool schreitet. Jacob geht nicht, er flaniert auch nicht, er schreitet. Jeder Schritt mit einer eleganten Präzision, als hätte er ihn eigens für diesen einen Moment einstudiert. So vertraut mir jede seiner Bewegungen ist, so ist mir doch, als käme jetzt ein Fremder auf mich zu. Noch vor wenigen Wochen hatte Jacob gut zu meinem Leben gepasst. Ein Abend mit ihm war leichtes Amüsement ohne Verpflichtungen, die liebste meiner Glückssubstitutionen. Jetzt passen wir nicht mehr zueinander. Der Grund ist nicht der ignorante Macho, Jacob verhält sich wie immer. Ich muss an meine Zeit in der Galerie und die Kunstinstallation denken: »Don't worry, what happens, happens mostly without you.« Ich sehe den Dingen nicht mehr beim Passieren zu. Plötzlich passieren die Dinge wirklich mir und mit mir, und zwar jeden einzelnen Tag.

»Die Flüge morgen werden mit aller Voraussicht planmäßig starten«, ruft mir Jacob schon aus zehn Metern Entfernung aufgeregt zu.

»Zum Glück. Ich will auch zurück.«

Jacob schaut mich irritiert an.

»Nach München?«

»Nein, du Idiot.« Ich lächele ihn an. »Zurück zu Cleo.«

Am nächsten Tag verabschieden wir uns vor dem Hotel. Bevor Jacob ins Taxi steigt, umarmt er mich fest.

»Das war vielleicht aufregend! Lass uns das bald mal wieder machen!«

»Hm, ich glaube eher nicht.«

»Klar, ich komme dich noch mal in so einem krassen Dritte-Welt-Land besuchen.«

»Die Türkei ist kein Dritte-Welt-Land.«

»Weiß ich ja, aber ich komme dich trotzdem besuchen.«

Jacob zieht die Tür des Taxis hinter sich zu und winkt aus dem offenen Fenster.

»Hey Jacob!«, rufe ich ihm zu. »Das nächste Mal, wenn du denkst, du verpasst einen wichtigen Termin, mach dir keine Sorgen. Don't worry, what happens, happens mostly without you.«

Und dank dieser Weisheit fühle ich mich plötzlich total nach Yoga-Style und Liebe für alle. Zumindest Yoga im Rahmen meiner Möglichkeiten. Und ganz heimlich jubiliert zugleich die alte Lea, die ich noch immer nicht ganz losgeworden bin, dass sie jetzt doch das letzte Wort hatte.

# Der Schwarm

RUSSLAND, ASTRACHAN

KILOMETER: 5907

Auf einer schnurgeraden Straße fahre ich seit Stunden durch die eintönige Steppe Kalmückiens. Wüste, egal wohin ich blicke. In den vergangenen Tagen habe ich Ostanatolien durchquert, bin in Georgien über die Gebirgszüge des großen Kaukasus gefahren und mit Kopftuch durch das streng muslimische Grosny, die tschetschenische Hauptstadt, spaziert. In der Gegenrichtung weisen die Straßenschilder die Distanzen nach Eriwan, Baku und Teheran aus, vor mir nur nach Astrachan, einer russischen Stadt – als wäre Astrachan das Ende der Welt. Dabei ist Astrachan für mich lediglich ein Ort kurz vor der kasachischen Grenze.

Es ist früher Vormittag, die Sonne schraubt sich Richtung Zenit und brennt erbarmungslos auf den sandigen Boden. Ich schmecke salzigen Schweiß, der sich vermischt mit den feinen Staubkörnern, die Cleo und ich aufwirbeln. Außer mir ist hier niemand unterwegs. Mein Blick hängt am Horizont, und plötzlich bemerke ich einen schwarzen Punkt am Straßenrand. Eine Militärkontrolle – schon wieder! Seit ich in Russland bin, werde ich alle dreißig Kilometer angehalten. Ein uniformierter Mann tritt mit zackigen Bewegungen auf die Straße und winkt mich

zu sich. Grimmig streckt er mir seine Hand entgegen. Ich lächle und schüttele sie erfreut.

»Pass!«, faucht er.

Sobald er das Dokument hat, lässt er ihn in seiner Jackentasche verschwinden. Dann prasseln harte russische Worte auf mich ein. Ich lächle weiter, um Kooperationsbereitschaft zu signalisieren. Aber mein Gegenüber ist wahrscheinlich mehr an Bestechungsgeldern interessiert. Es dauert ziemlich lange, bis er bemerkt, dass er es bei mir mit einer saublöden Ausländerin zu tun hat: keinen Respekt vor seiner Autorität und die lokalen Sitten der Korruption versteht sie auch nicht. Verdrossen zieht er nach zehn Minuten den Pass wieder hervor. Ich schnappe ihn mir. Er versucht es noch einmal.

»1500 Rubel«, das sind ungefähr zwanzig Euro.

Ich lächle noch immer, schüttele aber den Kopf.

Er schnaubt wütend: »Fünfundzwanzig Euro.«

Wieder schüttele ich den Kopf und starre ihm ins Gesicht; mein stoisches Lächeln gleicht inzwischen einem Zähnefletschen. Dann starte ich den Motor. Er versucht, sich mir in den Weg zu stellen, aber ich bin schneller. Mit seinem klapprigen Auto kann er mich sowieso nicht einholen. Kurz denke ich darüber nach, ob er mich anschießen könnte. Aber er sah mir eher nach Schlitzohr als nach Mörder aus. Vielleicht sollte ich mich zu meiner eigenen Sicherheit in Zukunft nicht mehr so stark auf meine Menschenkenntnis verlassen.

Selten verläuft in diesem Teil der Welt ein Tag ohne Überraschungen. Genauso wie Militärkontrollen gehören hier Umwege aufgrund von Straßensperren zum Alltag. Und ein Übel kommt selten allein – kurze Zeit später jagen mich ein paar rote Kreuze und Schilder von der Hauptstraße um das Kaspi-sche Meer, das genau genommen der größte See der Erde ist, auf eine kleine Schotterstraße in Richtung der kalmückischen

Steppe. Seit 1992 ist Kalmückien eine autonome russische Republik und die einzige Region in Europa, in der der Buddhismus die vorherrschende Religion ist. Jetzt bin ich wirklich dort angekommen, wo die richtige Reise losgehen soll, wo ich nichts mehr kenne. Seit ein paar Tagen klingen sogar die Ortsnamen nach großer Weite – bekannt, doch fremdartig, Orte, von denen ich gehört habe, aber nie dachte, dass ich sie irgendwann sehen würde.

Ein Schäfer treibt seine etwa fünfzig blökenden Ziegen von einer Straßenseite auf die andere – das einzige Verkehrsaufkommen, dem ich begegne und das alles kurzfristig zum Erliegen bringt. Das Einzige, das hier in der Wüste fließt, ist der Schweiß unter meiner Motorradkleidung. Wegen des großen Flüssigkeitsverlusts muss ich immerhin nicht mehr aufs Klo, obwohl ich täglich inzwischen mehr als fünf Liter trinke. Über vierzig Grad im Schatten – und das, obwohl es hier auf den geraden freien Flächen eigentlich keinen Schatten gibt. Regelmäßig habe ich die immer gleichen Tagträume: eine kalte Flasche Mineralwasser mit Sprudel, nur eine Flasche eiskaltes blaues Adelholzener, Perrier oder von mir aus sogar Gerolsteiner. Ich würde in diesem Moment dafür über Leichen gehen und sogar Nestlé-Sprudelwasser abkaufen. Aber weil es kein Sprudelwasser gibt, versuche ich an frische, klare Bergseen zu denken, an die kühle Luft auf den Gipfeln der Alpen. Ich liebe die Berge, die grünen Hügel, die rauen Felsen. Ich vertraue ihnen. Die steppige Wüste und das Flachland dagegen sind herausfordernd, weil es mir schwerfällt, sie zu verstehen. Wenn man bis zum Horizont blicken kann und alles gleich ist, gibt es keine Referenzpunkte, an denen sich die flatternden Gedanken festklammern können. Dann denke ich, dass dieses Unwohlsein sicher damit zu tun haben muss, wo man aufgewachsen ist und was einem vertraut ist, denn ein Berg, bei dem man nicht weiß, was sich dahinter be-

findet, ist grundsätzlich nicht viel vertrauenswürdiger als eine weite Ebene, die sich offen vor einem erstreckt.

Plötzlich knallt schmerzvoll etwas wie ein hartes Geschoss an meine Brust und reißt mich aus meinen Tagträumen. Verdutzt schaue ich auf. Vor mir zieht rasend schnell eine Wolke auf, der Himmel wird schwarz – und ich halte mit meinem Motorrad direkt darauf zu. Mit einem Klatschen verteilt sich das Innenleben eines großen Insekts auf meinem Visier. »Iggitt!« Ich versuche, die Matsche mit dem Handschuh wegzuwischen, doch ich verteile die Innereien nur großzügig in meinem ganzen Sichtfeld. Ich bin umgeben von der schwarzen Wolke, die um mich fließt. Als ich verstehe, was vor sich geht, wird mir übel. Tausende, ja Millionen von Insektenleibern. Sie fliegen so dicht, dass sie wie schwere Hagelkörner auf mich prasseln, an mir zerplatzen oder abprallen. Heuschrecken. Ein unendlicher Schwarm, der das Licht schluckt und wie ein apokalyptisches Unglück über mich hereinbricht. In seiner Wucht der Millionen Körper nimmt mir der Schwarm die Sicht und umschließt mich wie ein schwarzer Vorhang. Ich erinnere mich daran, einmal gelesen zu haben, dass Heuschreckenschwärme Hunderte bis tausend Kilometer lang werden können und aus vierzig bis achtzig Millionen erwachsenen Tieren bestehen. Wenn sie Lust hätten, könnten sie mich hier und jetzt ohne Weiteres auffressen. Wo ist vorn? Wo hört die Straße auf und fängt die Steppe an?

Und dann, irgendwann, lichtet sich der Schwarm plötzlich. Die Sonne blendet mich, ich bin völlig orientierungslos und halte an. Ich befinde mich noch immer auf einer schlechten Sandstraße, aber mein Navigationsgerät zeigt sie leider nicht mehr an. Die Landschaft hat sich seit Hunderten von Kilometern genauso verändert wie ein versteinertes Fossil: gar nicht. Noch immer Steppe, kniehohe, vertrocknete Büsche und

ein heller, sandiger Untergrund. Ich blicke mich um – auf der Suche nach etwas, woran ich mich orientieren kann. Aber das trockene Gestrüpp hängt nur traurig herum und gibt mir keinen Hinweis, ob ich überhaupt noch in die richtige Richtung fahre. Als ich den Ausschnitt, den das Navi anzeigt, vergrößere, stelle ich fest, dass es glücklicherweise nicht mehr weit nach Astrachan ist und ich zumindest grob in Richtung der Hauptstraße fahre, auf der ich mich eigentlich schon lange wieder befinden sollte. Also weiter, nach vorn, auf dieser Piste, die es laut meiner Karte gar nicht geben sollte, denn zurück in den Heuschreckenschwarm bringen mich keine zehn Pferde, keine zwanzig Kamele und erst recht keine fünfzig Ziegen.

Die Sandstraße hat es in sich. Ich versuche, mich an die Off-roadtipps zu erinnern, die ich vor meiner Reise gelesen habe: Gas geben, Drehzahl erhöhen. Vor allem aber: keine Zweifel zulassen. Eine relativ einfache Gleichung, die in vielen Lebenslagen funktioniert: Zweifel bedeuten Unsicherheit, Unsicherheit bedeutet Verlust des Fokus und der Konzentration, Verlust der Konzentration bedeutet Sturz. Mein Hinterreifen schlingert, das Vorderrad zieht in eine ganz andere Richtung, als ich will. Mein Herz beginnt wild zu rasen.

»Ruhig bleiben. Ruhig bleiben und Konzentration!« Ich fange mich, das Motorrad läuft wieder stabil. Bis ich uns in die nächste Sandverwehung steuere: Wieder schlingert das Motorrad unkontrolliert, das Vorderrad wird wild hin- und hergeworfen.

»Verdammt, bleib ruhig!« Ich weiß nicht, ob ich mit mir selbst spreche oder mit Cleo. Als würde sie es verstehen, schlagen wir uns die nächsten fünf Kilometer einigermaßen durch. Doch der Sand und meine flatternden Nerven zehren an der Konzentration.

»Was, wenn wir hier, in der absoluten Pampa, stürzen?« Ich schlingere wieder.



»Aber was, wenn dieser Sand nun niemals endet?« Ich gebe Gas, das Motorrad stabilisiert sich.

»Was, wenn die Straße hier ins Nirgendwo führt?« Das Vorderrad bricht aus.

»Verdammt, konzentrier dich!«, versuche ich die Sorgen abzuwürgen, die sich zwischen mich und meinen Fokus drängen. Wieder schlingert Cleo. Wir fangen uns – aber als ich das Motorrad wieder unter Kontrolle habe, rasen wir auf den Pistenrand zu. Ich kann nichts anderes tun, als direkt auf einen Sandberg zu starren, obwohl ich weiß, dass mir der falsche Blick zum Verhängnis werden wird, denn wohin man schaut, dorthin fährt man. Dann geht alles ganz schnell. Das Vorderrad kracht in die aufgeworfene Sanddüne, es reißt mir den Lenker aus den Händen. Ich fliege. Die Millisekunden dehnen sich, und in diesem Zeitvakuum habe ich sogar noch Gelegenheit, mich zu fragen, ob der Aufprall wohl wehtun wird. Von außen schaue ich interessiert auf mich selbst – wie auf einen Dummie beim Crashtest. »Viel Glück«, wünscht mein interessiertes Außen-Ich meinem Körper-Ich, das plötzlich Kopf voraus das Fliegen gelernt hat. »Vielleicht probierst du mal das mit dem richtigen Abrollen.« Den Aufprall selbst spüre ich schon nicht mehr bewusst. Alles ist schwarz.

Lichtblitze explodieren vor meinen Augen. Mühsam schlage ich sie auf. Die Lichtblitze werden zu bunt blinkenden Konfettischnipseln, die mir die Sicht nehmen. Mein Kopf fühlt sich an, als wäre er innerhalb des Helmes um fünf Zentimeter gewachsen, und drückt schmerzvoll an die Schale. Ich höre mein eigenes Stöhnen. Jeder Atemzug schmerzt. Der Konfettischwarm beruhigt sich langsam, und durch die Schlieren sehe ich mein Motorrad. Es liegt auf der Seite. Cleo. Knirschender Sand in meinem Mund. Plötzlich hebt sich der Schleier.

Ich tauche auf und ins Leben zurück. Schmerzvoll. Aber froh, dass ich denken kann. Vorsichtig drehe ich mich auf den Rücken. Wieder ächze ich vor Schmerz. Wo Gedanken sind, ist auch die Vernunft nicht fern, und die mahnt mich zur Vorsicht. Den Helm solle man nicht einfach so abziehen, habe ich in der Fahrschule gelernt. Könnte was beschädigt sein. Also drehe ich den Kopf vorsichtig hin und her. Für andere Vorsichtsmaßnahmen habe ich keine Kraft – und ehrlicherweise fallen mir auch keine ein. Ich diagnostiziere mir selbst, dass ich beim Erste-Hilfe-Kurs nicht richtig aufgepasst habe, aber für eine stabile Seitenlage ist es jetzt sowieso zu spät. Mein linker Arm schmerzt so sehr, dass ich versuche, einhändig die Schnalle meines Helms zu öffnen. Das wird zur mehrmütigen logistischen Meisterleistung: an der Schnalle ziehen. Stöhnen. Finger zwischen das Band schieben. Vor Erschöpfung keuchen. Den Finger zum Verschluss schieben und ihn lockern. Wieder vor Schmerzen stöhnen. Irgendwann schaffe ich es, den Helm abzuziehen. Dann bewege ich die Zehen und ziehe meine Beine leicht an. Es strengt an, aber alles funktioniert. Ich sinke erschöpft zurück in den Sand. Zu mühevoll ... zu schmerzhaft. Plötzlich ist da eine Melodie. Zum ersten Mal seit meinem Tag im Büro, als ich beschlossen habe, diese Reise zu machen, ist die Dietrich wieder da:

*»Man hat uns nicht gefragt,  
als wir noch kein Gesicht,  
ob wir leben wollen  
oder lieber nicht.«*

Ich weiß nicht, ob ich die Melodie wirklich summe oder ob sie nur in meinem Kopf widerhallt, als ich wegdämmere.

Ich schrecke hoch. Wie viel Zeit ist vergangen? Keine Ahnung. Ich höre etwas. Einen Motor. Angefixt von den Geräuschen reagiert mein Körper wie auf Autopilot, ohne dass ich ihm Befehle erteilen muss. Plötzlich stehe ich wieder auf den Beinen. Für einen Moment wird mir schwarz vor Augen. Ich wanke, doch dann fange ich mich. Erst sehe ich eine Staubwolke, dann den schwarzen Jeep, der auf dem Sand entlanggerutscht kommt. Ich ringe mir ein Lächeln ab. Wer Hilfe will, muss entweder bluten oder freundlich sein und adrett aussehen.

Der Jeep bleibt stehen, und ein asiatisch aussehender Mann lässt das verdunkelte Fenster herunter. »Motorrad ... Unfall ... Aufheben ...«, stammle ich. Noch immer auf Autopilot deute ich auf das Motorrad. »Bitte.«

Der Mann schaut mich mit zusammengekniffenen Augenbrauen an. Mehrmals muss ich auf Cleo zeigen und antäuschen, wie ich sie aufhebe, bevor er endlich den Motor abstellt, aussteigt und sie mit mir wieder in die Vertikale bringt.

»Spasiba«, sage ich, das russische Wort für »danke« und eines der wenigen, an das ich mich erinnere.

»Fahr vorsichtig«, antwortet er in perfektem Englisch, steigt ein, fährt die Scheibe hoch und lässt mich in einer großen Staubwolke zurück. Fassungslos schaue ich ihm nach.

Als ich das Motorrad inspiziere, fühle ich mich noch machtloser: Die Windschutzscheibe ist ganz abgebrochen, der Kupplungs- und der Bremshebel jeweils zur Hälfte, außerdem ein Spiegel und die vorderen Blinker. Das ganze Cockpit ist verzogen und sieht so verwüstet aus, als hätte sich ein Elefant beim Trampolinspringen auf den Lenker fallen lassen. Die abgebrochenen Teile liegen in einem Umkreis von zwanzig Metern verstreut. Am schlimmsten ist jedoch, dass der Lenker verbogen ist. Um geradeaus zu fahren, müsste ich ihn fast vollständig nach rechts einschlagen. Halbherzig versuche ich ihn zurückzubiegen. Ein ste-

chender Schmerz fährt mir durch die Schulter, und ich gebe auf. Ich schwinde ein Bein über den Sitz. Cleo springt an, als wäre nichts passiert. Langsam will ich losfahren und gebe Gas. Erst ein wenig und als nichts passiert, etwas mehr. Der Motor heult, der Reifen dreht. Aber wir bewegen uns nicht von der Stelle. Wie erstarrt stehe ich keuchend da. Ich spüre, wie sich meine Brust hebt und senkt, spüre die heiße Wüstenluft. Dann atme ich tief ein, halte die Luft an, bis ich den abgestandenen Sauerstoff mit einem Schnauben in die Freiheit entlassen muss, und balle die Fäuste. Das Hinterrad hat sich bis zur Hälfte im Sand eingegraben, und ich kann das Motorrad aus eigener Kraft gar nirgends mehr hinbewegen. Tränen der Ohnmacht steigen mir in die Augen. Ich verfluche jeden, der mir im sicheren Deutschland eingetrichtert hatte, dass ich nur mein Motorrad selbst aufheben können müsse, dann sei ich für alles gewappnet. Im Moment habe ich nicht einmal mehr die Kraft, meine Tasche vom Gepäckträger zu hieven. »Das Adrenalin wird dir die nötigen Kräfte verleihen«, sagten sie. Aber mein Adrenalin ist entweder mit etwas anderem beschäftigt oder schlicht und einfach verbraucht. Kurz lache ich auf, als ich daran denke, dass es mir vor ein paar Stunden noch schien, als wäre ein unendlicher Heuschreckenschwarm das Schlimmste, was mir passieren könne.

Eine Stunde später sitze ich noch immer unverändert an Ort und Stelle. Eine Bewegung reißt mich aus meiner Lethargie. Ein Auto, das gerade wieder hinter einer Düne verschwindet. Ich bete zu allen Göttern, die mir einfallen, dass es keine Fata Morgana ist. Aber tatsächlich: Kurz darauf klappert ein alter Lada Niva auf mich zu. Ein kleiner Mann, der ungefähr genauso breit wie hoch ist, springt aus dem Wagen, nimmt mein Motorrad unter die Lupe und lacht, als ich auf den eingegrabenen Hinterrifen zeige. Gemeinsam schaffen wir es, das Motorrad aus dem Sandloch zu ziehen.

»Spasiba«, sage ich mal wieder.

Er lacht erneut und zeigt auf sich: »Dima.«

Mit meiner vor Erschöpfung zitternden Hand zeige ich auf mich: »Lea.« Und dann, noch einmal: »Spasiba.«

Ich warte darauf, dass Dima einsteigt und mich wie sein Landsmann in einer Staubwolke sitzen lässt. Doch er macht gar keine Anstalten wegzufahren; stattdessen hupt er und wedelt mit der Hand. Ich fahre langsam los. Dima tuckert gemütlich hinter mir her. Aus einer Minute werden fünf, aus zwei Kilometer zehn. Ein paarmal vergrabe ich mich beinahe wieder im Sand, doch wann immer ich ins Stocken komme, springt Dima aus dem Auto und gibt mir einen Schubs. Verbissen schaue ich nach vorne an den Horizont und versuche, weder über den Untergrund noch über mein geschundenes Motorrad nachzudenken. Ich weiß nicht, wie lange wir in dieser Prozession fahren – ich mit versteinierter, angestrenzter Miene voraus, Dima mit seinem klappernden Lada in angemessener Lautstärke hinterher. Plötzlich sehe ich etwas vor mir. Es ist grau. Es ist flach. Es ist Asphalt. Cleo schlingert ein letztes Mal im Sand, dann habe ich den harten, sicheren Untergrund unter den Reifen. Immer stärker wird der Druck auf meiner Brust, dann rollen mir unter meinem Helm hemmungslos die Tränen über das Gesicht. Ich fahre an den Straßenrand und warte, bis Dima mit seinem klapprigen Lada neben mir hält.

»Spasiba, spasiba, spasiba«, stammle ich.

Besorgt schaut mich Dima an. Doch als ich ihn zwischen den ganzen Tränen erleichtert anstrahle, nickt er zufrieden. Dann drückt er mir den Arm und lächelt mir aufmunternd zu. Als ich losfahre, sehe ich, wie er mir im Rückspiegel nachwinkt. Er wird immer kleiner, bis er nach einer Kurve ganz verschwindet.

»Ach du Scheiße, was ist denn mit dir passiert?«, ruft der Hostelbesitzer in Astrachan, als er mir öffnet. »Nicht gut«, stellt er

nüchtern fest, »gar nicht gut. Aber ich kenne da jemanden ...«  
Er blickt auf Cleo.

»Ich muss ... mich hinlegen«, sage ich kraftlos.

Der Besitzer des Hostels scheint zu verstehen und zeigt mir sofort den Weg in das Zehn-Bett-Frauen-Zimmer. Mir ist schwindlig, und zu meiner Erschöpfung gesellt sich starke Übelkeit. Ich verbinde noch mein Handy mit dem Internet und sende meinen Eltern eine Nachricht, dass ich wohlauf angekommen bin. Dann liege ich mit offenen Augen da und starre auf das Stockbett über mir. Das Holz hat eine Maserung, die auf der rechten Seite wie von einem Strudel in einem Punkt aufgesogen wird. Direkt daneben steht in kyrillischen Buchstaben: »Стерпится, слюбится«. In meinem ersten Studienjahr hatte ich hoch motiviert beschlossen, Russisch zu lernen, da mir der Klang der Sprache gefiel. Das gerollte R und die vielen S- und Sch-Laute – von wegen rau und kratzig. Leider war ich nie über das Lesen der kyrillischen Lettern hinausgekommen. Denn das war für mich genug Gehirn-yoga. Ein umgedrehtes N wird ausgesprochen wie ein I, B wird zum V, H klingt wie unser N, und nicht mal dem P kann man noch vertrauen, das ist nämlich ausgesprochen ein R. Ich setze die mir fremden Zeichen langsam zusammen, bis ich sie lesen kann. »Стерпится, слюбится«. Ich wiederhole den Satz, um ihn nicht zu vergessen. Mit meinem neuen russischen Mantra versuche ich die nagenden Zweifel in mir zu übertönen. Was, wenn ich jetzt hier scheitern würde? Wenn ein Moment der Unachtsamkeit das Ende bedeutete? Was, wenn eine Weltreise mit dem Motorrad wirklich nichts für mich ist? Hat Jacob recht behalten? Habe ich meine eigene Courage überschätzt und die Anforderungen des Alleinreisens unterschätzt? Es heißt, dass jede Mutgeschichte letztendlich auch eine Geschichte des Scheiterns ist – denn wer etwas ausprobiert, kann auch scheitern.

Und wer scheitert, braucht erst recht Mut – um neu anzufangen. Aber wann müssen wir mutig sein, weil Scheitern nur eine Etappe auf dem Weg zum Ziel ist – und wann vernünftig, weil wir uns selbst überschätzt haben?

Ich schlafe fast 24 Stunden am Stück. Als ich endlich aufwache, kann ich gar nicht so schnell aufspringen, wie mein Körper meinen letzten Mageninhalt loswerden will. Gerade noch schaffe ich es zur Toilette im Gemeinschaftsbad und übergebe mich. Mein Kopf dröhnt noch immer. Total erledigt kriechen ich zurück ins Zimmer. Eine Nachricht leuchtet neben dem Bett auf meinem Handy.

»Hey Baby! Wann sehen wir uns wieder?«

»Jacob, erst mal gar nicht.«

»Warum bist du so verstimmt?«

»Bin gestürzt.«

»Hast du was?«

»Weiß nicht, Kopfschmerzen und Übelkeit.«

»Gehirnerschütterung! Hatte ich mal, als ich beim Polo vom Pferd gefallen bin. Da hilft nur liegen bleiben und entspannt abwarten.«

Ich schicke ihm nur ein Daumen-hoch-Emoji zurück, weil ich so gar nicht entspannt bin. Da leuchtet mein Handy erneut.

»Wir haben doch gesagt, wir treffen uns bald mal wieder. Wo?«

Im Moment fühle ich mich viel zu schlecht, um mir auch nur vorstellen zu können, irgendjemanden zu treffen. »Ein andermal.«

»Wann?«

»Bangkok.«

Bangkok ist für mich Lichtjahre entfernt. So weit, dass ich mir jetzt noch keine Gedanken darüber machen muss, dass ich »Ja, vielleicht« gesagt habe, obwohl ich eigentlich »Nein« meine.

»Okay, abgemacht.«

Plötzlich sind meine Augen ganz schwer. Das schwarze Tuch des Schlafes legt sich sanft über mich, bevor ich auch nur über seinen Vorschlag nachdenken oder ihm widersprechen kann.

»Krack, krack, krack!« Es klopft an der Tür. Ich antworte nicht, stelle mich tot. Das hat doch zu Hause auch immer funktioniert, einfach nicht öffnen, und irgendwann würden mein grantiger Hausmeister, die Zeugen Jehovas oder der Mann von der GEZ wieder verschwinden. »Krack, krack, krack!« Ich ziehe mir das Kissen über die Ohren und halte den Atem an, als würde das die Eindringlinge vertreiben. Ganz ohne mein Zutun fliegt die Tür auf und knallt an das Stockbett dahinter. Mit einem Auge blinze ich unter dem Kissen hervor und sehe, wie ein muskulöser Mann mit ausgeprägter Kinnpartie und ein strahlender Asiate nebeneinander hereinspazieren, als würde ihnen das Zimmer gehören. Kurz glaube ich zu träumen. Doch dann fängt der zierliche Mann an zu sprechen.

»Das ist Schenja, und ich bin Zhaandossssss.« Das »s« am Ende zischt er so hingebungsvoll, als würde er sich selbst an seinem Namen verbrennen. »Schenja ist Motorradfahrer und will mit dir über dein Motorrad sprechen.«

»Will er es verschrotten oder ausschlachten? Das kann er knicken! Cleo wird nicht zur Organspenderin für die russische Motorradmafia!«, knurre ich unter meinem Kissen hervor.

Zhandos schaut mich irritiert an und fährt dann ungerührt fort, als hätte er mich nicht gehört.

»Schenja fragt, ob er dir beim Reparieren helfen soll. Er spricht zwar Englisch, aber traut sich nicht zu reden. Na ja, russische Männer halt. Also werde ich übersetzen.«

Mich übermannt die Neugierde, und ich krieche unter dem Kissen hervor und schaue die beiden interessiert an.



# Inhalt

## Mut

DIE GROSSE SEHNSUCHT 13

Deutschland, München

NEUGEBOREN UND UNABHÄNGIG 17

Kosovo, Pristina

KINO VORM BALKON 23

Türkei, Istanbul

DER SCHWARM 38

Russland, Astrachan

## Leidenschaft

DAS LEBEN IST EINE KARAWANSEREI 61

Tadschikistan, Pamir Highway

MIT DER ZEIT KOMMT DIE LIEBE 95

Kirgistan, Osch

EINER VON DEN GUTEN BÜRGERN 108

China, Kaxgar

## *Glaube*

DAS ENDE UND DER ANFANG ALLER TRÄUME 127

Pakistan, Gilgit-Baltistan

WENN DAS SCHICKSAL PAUSE HAT 144

Indien, Amritsar

## *Empathie*

IM FALSCHEN FILM 167

Nepal, Sagarmatha

DAS FREMDE IM VERTRAUTEN 176

Thailand, Bangkok

## *Loslassen*

SPUREN DER VERGANGENHEIT 203

Australien, Sydney

GANZ UNTEN UND GANZ OBEN 218

Australien, Tasmanien

DIE WEIHNACHTSFRAU 238

Argentinien, Buenos Aires

## *Gelassenheit*

- VOM LIED DES WINDES 255  
Argentinien/Chile, Feuerland und Patagonien
- DAS GROSSE ALLES 273  
Chile/Argentinien, Atacama
- WELLEN, DIE DIE WELT BEDEUTEN 284  
Peru, Lima

## *Vertrauen*

- TIGER UND DER KLEINE BÄR 299  
Panama, Panama-Stadt
- NÄCHTLICHE BESUCHER 304  
USA, Sun Belt
- GEHEN SIE ÜBER LOS! 314  
Kanada, Vancouver
- ZWEI SIND EINE GANG 325  
USA, Der Westen

## *Entschlossenheit*

FLIEGEN LERNEN 343

Marokko, Westsahara

NEUE WELT 353

Spanien, Burgos

Häufig gestellte Fragen 361

Dank 372